

»GEBT ENDLICH DIE WORTBILDUNG FREI!«

Über unsinnige und sinnige Kritik an der Wortbildung

IDS-Sprachforum 13. November 2002¹

von Elke Donalies

»Gebt endlich die Wortbildung frei!« ist der inzwischen legendäre Titel eines Zeitschriftenbeitrags meines Kollegen Hans Jürgen Heringer, der damit vor fast zwanzig Jahren an uns alle appelliert hat, doch nicht so rigide mit der Wortbildung zu verfahren (Heringer 1984a). Ich habe mir diesen Titel ausgeliehen, weil er so schön plakativ ist und weil er kein bisschen an Brisanz verloren hat. In diesem Sinne möchte ich die Kritik an Wortbildungsprodukten, wie sie mir allenthalben begegnet, noch einmal neu beleuchten.

Dazu frage ich zunächst: Was ist Wortbildung und wozu brauchen wir Wortbildung?

Wortbildung ist die Bildung von Wörtern aus in einer Sprache vorhandenem Sprachmaterial, z.B. kann aus *November* und *Gedicht* *Novembergedicht* gebildet werden oder aus *November* und *-lich* *novemberlich*. Die Wortbildung dient der Erweiterung des Wortschatzes: Wir brauchen die Wortbildung u.a., um etwas noch präziser ausdrü-

cken zu können, z.B. um ein Gedicht, dessen Thema der November ist, als *Novembergedicht* zu präzisieren. Auch brauchen wir die Wortbildung, um etwas Neues, Erfindungen oder Entdeckungen, benennen zu können, z.B. den Bildschirmschoner oder den Affenbrotbaum. Wir brauchen die Wortbildung aus stilistischen Gründen, z.B. um etwas mit verschiedenen Wortarten ausdrücken zu können. So kann ich sagen *der Stuhl wackelt* und dann wortbildend variieren mit *der Stuhl ist wacklig*, *die Wackligkeit des Stuhls*.

Spielt Wortbildung im Deutschen denn überhaupt eine größere Rolle? Sie spielt!!! So besteht etwa der Titel meines Vortrags zur Hälfte aus Wortbildungsprodukten: *endlich*, *Wortbildung*, *sinnig*, *unsinnig*, *Kritik*, *Wortbildungsprodukt*. Im Übrigen sind die nichtwortgebildeten Wörter meines Vortragstitels überwiegend Funktionswörter wie *über*, *die*, *an*; die wortgebildeten Wörter dagegen sind lauter Wörter, die wesentliche Informationen tragen.

Wortbildung ist also ein zentrales Phänomen der deutschen Sprache. Wortbildungsprodukte bereichern den Wortschatz um wesentliche Wörter.

Insofern verwundert es nicht, wenn Wortbildungsprodukte immer wieder Gegenstand der Sprachkritik sind. Sie sind es unter anderem, wenn es um Kritik an einzelnen Wörtern geht. Dann ist allerdings unwesentlich, dass es sich bei dem bekritelten Wort um ein Wortbildungsprodukt handelt: So bei der Kritik an Komposita wie *Entsorgungspark* oder *Gotteskrieger*. Ziel der Kritik ist dann nicht die Wortbildung an sich, sondern z.B. das als euphemistisch oder unpassend Empfundene des Einzelworts, häufig auch das Bezeichnete selbst, das Denotat. Diese Kritik an einzelnen Wortbildungsprodukten soll hier nicht thematisiert werden.

Thematisiert werden soll vielmehr die Kritik an den prinzipiellen Möglichkeiten der Wortbildung bzw. die Kritik an Sprechern, die diese Möglichkeiten nutzen – manchmal bis an die äußeren Grenzen und manchmal auch noch darüber hinaus.

Ich unterscheide dabei sechs Arten von Kritik, die ich von der ersten bis zur letzten Art aufsteigend für weniger bis mehr berechtigt halte.

1. Die unreflektiert vorurteilende Kritik
2. Die geschmäckerliche Kritik
3. Die Kritik, die sich auf Eigentlichkeit beruft
4. Die Kritik an Normverstößen
5. Die Kritik an Systemverstößen
6. Die Kritik an Unverständlichem

Die unreflektiert vorurteilende Kritik

oder Die vielen vielen *Junkbondoptions-*
briefchartanalysengenussscheinfixings, d.h.
Indexkursgewinnverhältnisneumissionscrashes

Wie bereits Wimmer (1982, S. 293) moniert, gibt es eine Art der Sprachkritik, die »sich wenig um sprachwissenschaftliche Forschungsergebnisse kümmert und ziemlich unreflektiert vom angeblichen Sprachverfall, von Sprachbarbarei u.Ä. handelt«. Unreflektiert ist z.B. die offenbar weit verbreitete Furcht vor einer Flut extramegasuperoberlanger Komposita. Kritisiert wird, dass Sprecher die Kompositionsmöglichkeiten des Deutschen, besonders die Möglichkeiten der Komposition von Substantiven, exzessiv nutzen und immer mehr und mehr Endloswörter bilden.

Komposita aus Substantiven (z.B. *Novembergedicht*, *Hutschachtel*, *Freundeshand*) sind die morphologisch und semantisch variationsreichsten Wortbildungsprodukte des Deutschen. Komposita aus Substantiven können im Deutschen deutlich länger sein als alle anderen Wortbildungsprodukte und dadurch auf knappstem Raum sehr viele Informationen transportieren, z.B. *Donaudampfschiffahrtsgesellschaftskapitänswitwenkompositabildungsexpertenrundengesprächsleiter*.

Für solche Langwörter ist das Deutsche berichtigt. So findet etwa der deutschlandreisende Mark Twain (1876, S.

Sprachwissenschaft



Elke Donalies

Die Wortbildung des Deutschen

Ein Überblick

Studien zur Deutschen Sprache 27, 2002,
190 Seiten, € 39,-/SFr 64,50
ISBN 3-8233-5157-5

Dieses Buch bietet einen kompakten Überblick über die Wortbildung des Deutschen. Die zugrunde liegende Sprachtheorie ist mit den üblichen grammatischen Kenntnissen und den üblichen Denkweisen der Logik leicht nachzuvollziehen. Genau beschrieben wird, wie Wortbildung funktioniert, aus welchen Einheiten und mit welchen Verfahren Wörter gebildet werden. Vorschriften werden dabei nicht gemacht. Dieses Buch ist problemorientiert und forschungsnah. Es setzt sich mit wesentlichen Termini und Begriffen auseinander und diskutiert die verschiedensten traditionellen, aktuellen und revolutionären Erklärungsmodelle der Wortbildungslehre. Es soll für ein präzises Sprechen über Sprache sensibilisieren. Weil es zudem materialreich und nah an der Sprachrealität ist, ist es anschaulich und vergnüglich bei höchstmöglicher wissenschaftlicher Ausrichtung.

gnv Gunter Narr Verlag Tübingen
Dischingerweg 5 · 72070 Tübingen
Fax: (07071) 75288 · E-Mail: info@narr.de
Internet: www.narr.de

43): »Diese langen Dinger sind kaum echte Wörter, sondern eher Wortkombinationen, und ihr Erfinder hätte umgebracht werden müssen«. Als Beispiel nennt er u.a. das – für unsere deutschen Augen ja noch recht überschaubare – *Generalstaatsverordnetenversammlung*. Im Übrigen hat und nutzt auch das Englische die Möglichkeit, sehr lange Komposita zu bilden: Gather (2001) verzeichnet z.B. *bathroom towel rack designer training course notes*.

Werden nun, wie manche Sprachkritiker offenbar befürchten, die Möglichkeiten der Substantivbildung tatsächlich extensiver genutzt als früher? Augst (2001) beantwortet diese Frage mit einem klaren Nein. Die Bildung extramegasuperoberlanger Komposita nimmt keineswegs zu. Aufgrund seiner statistischen Untersuchung von Texten zwischen 1900 und 1990 kommt Augst vielmehr zu dem Ergebnis, dass die zu Recht verschrien Bildungen des Typs *Rinderkennzeichnungs- und Rindfleischetikettierungsüberwachungsaufgabenübertragungsgesetz*, die uns zugegebenermaßen auch inhaltlich nicht sonderlich ansprechen, in allen Textsorten die absolute Ausnahme sind. Dies bestätigt auch meine Recherche in den computerlesbaren Korpora des IDS (www.ids-mannheim.de/cosmas). Dort findet sich ein Kompositum wie *Junkbondoptionsbriefchartanalysengenussscheinfixing*, d.h. *Indexkursgewinnverhältnisneumissionscrash* nur in der sprachlich außerordentlich freien Taz, wo es zudem eindeutig irrwitzig gemeint ist.

Ebenfalls ängstlich beobachtet wird die angeblich immer mehr ausufernde »Substantivitis«. Damit ist natürlich nicht gemeint, dass wir im Deutschen zu viele Substantive wie *Sonne, Abend, Kind, Kleid, Bär, Hase* benutzen, sondern dass wir zu viele Substantive einer bestimmten Sorte bilden. Auch hier geht es um Kritik an vermeintlich exzessiver Nutzung der deutschen Wortbildungsmöglichkeiten:

So können z.B. mit dem Suffix *-ung* aus fast allen Verbstämmen Substantive abgeleitet werden, etwa aus *hoff-* das Substantiv *Hoffnung*, so auch: *Enttäuschung, Erhebung, Begleichung, Anmutung, Verständigung, Versündigung, Entgleisung*. Auch lassen sich aus vielen Verbstämmen Substantive konvertieren, d.h., ein Verbstamm, z.B. *treff-* wird zu einem Substantiv umgemodelt: *der Treff*. So auch: *Gedeih, Erwerb, Verderb, Lauf, Kauf*. Nahezu unbeschränkt sind die Möglichkeiten der Infinitivkonversion, bei der aus den Infinitiven von Verben Substantive abgeleitet werden, z.B. aus *denken* das *Denken*, so auch *das Schreiben, das Sprechen, das Wollen, das Können, das Dürfen*.

Einige Sprachkritiker meinen nun, Sprecher missbrauchten zunehmend diese Möglichkeiten. Statt vorhandene aussagekräftige Verben zu nutzen, würden sie nur noch Substantive der beschriebenen Art in Verbindung mit semantisch leeren Füllselverben verwenden. So kritisiert etwa Hallwass (1991, S. 173) in ihrer populären Grammatik »Mehr Erfolg mit gutem Deutsch« unter der Furcht erregenden Überschrift »Unserer Sprache droht Gefahr«, dass sprachlich »heute die Befüllung von Abfall-Containern, bevor deren Inhalt zur Verbringung auf geordnete Deponien kommt, vielfach in nachlässiger Weise erfolgt,

während einem früher beim Auskippen des Mülleimers manchmal ein paar Kartoffelschalen danebenfielen«. Oder aus einem Vortrag über Berufsbildung im Handwerk: »Die Ergreifung von Maßnahmen zur Förderung der Berufsbildung aus der Sicht des Lehrgangswesens bedeutet im Rahmen des Tagungsprogramms nach meiner Auffassung größtmögliche Nutzung der Zeit zwischen der Beendigung der Lehre bzw. der Entlassung aus der Berufsschule und der Ableistung der Meisterprüfung.«

Dies mag Hallwass' Befürchtungen ausreichend illustrieren. Es illustriert aber auch, wie sie unreflektiert Texte, die vor allem in Ämtern und Ministerien üblich sind und dort überwiegend nur in der internen Kommunikation, als Nachweis für einen allgemeinen Sprachverfall anführt. In der Allgemeinsprache nämlich begegnen solche Formulierungen kaum: Ich jedenfalls kenne niemanden, der seinen Nachbarn im Hausflur auf die »unsachgemäße Befüllung von Abfallcontainern« anspricht; normale Nachbarn geben einander mehr oder minder barsch zu verstehen, man möge gefälligst seine Kartoffelschalen (heutzutage natürlich eher die Alutüten und Pizzakartons) nicht dauernd neben den Mülleimer schmeißen.

Außerdem verkennt Hallwass, dass eine solche Redeweise in bestimmten Kontexten durchaus Vorteile hat: Der von ihr kritisierte Satz »Die Ergreifung von Maßnahmen« usw. wäre nur mühsam umzuformulieren in einen Satz mit deutlich weniger deverbalen Substantiven, etwa: »Wenn im Rahmen des Programms, nach dem wir hier tagen, gesprochen wird über das, was man tun müsste, um, so wie es das Lehrgangswesen vorsieht, zu fördern, dass sich jemand in dem bildet, zu dem er berufen ist, bedeutet das, so wie ich es auffasse, dass die Zeit optimal genutzt werden müsste, die zwischen dem Zeitpunkt liegt, zu dem jemand aufhört zu lernen bzw. aus der Berufsschule entlassen wird, und dem Zeitpunkt, zu dem jemand das ableistet, was prüft, ob er als Meister tätig sein kann.« Das ist auf jeden Fall länger und verschraubter und insofern ausgesprochen rezeptionsunfreundlich. Rezeptionsfreundlich wäre im Übrigen ohnehin eine Zerlegung des Satzes in mehrere Sätze – aber darum geht es hier ja nicht.

Ich fasse zusammen:

- Es gibt nachweislich keine akute Langwörter- oder Substantivitisgefahr.
- Manchmal ist Nominalstil einfach effizienter.

Sprachatsachen ignorierende, unreflektierte Kritik wie die gerade geschilderte hat den Vorteil, dass man sie rasch ausräumen kann: Man muss sich nur wie Augst die Mühe machen, mal durchzuzählen, ob denn tatsächlich z.B. Langwörter zunehmen. Schwieriger ist das mit der geschmäckerischen Kritik. Geschmäckerische Kritik ist eben eine Frage des Geschmacks. Und über Geschmack lässt sich bekanntlich endlos streiten.

Die geschmäckerische Kritik

oder Wer jemanden herausstellt, entlarvt sich als übler Kinderprügler

Es gibt also eine Art der Kritik, die sprach-ästhetische Kritik, die ich deutlicher geschmäckerisch nennen möch-

te. Geschmäcklerisch ist es m.E., wenn Hallwass in ihrer Grammatik Wortbildungsprodukte wie *Reibe*, *Schütte*, *Durchreiche*, *Leuchte* oder das umgangssprachlich ironische *Glotze* für »Fernsehapparat« beschreibt als: Sie »sind aus Verben abgeleitet, enden auf -e, sind alle weiblich – und hören sich fast so primitiv an wie aus Kindermund« (1991, S. 177). Ich kann an diesen Wortbildungsprodukten nichts Primitives entdecken – was immer »primitiv« überhaupt heißen soll: »Kindermund« finde ich jedenfalls nicht per se primitiv. Auch sind die genannten Wörter korrekt abgeleitet nach dem vom Wortbildungssystem angebotenen, gängigen Muster Verbstamm, z.B. *reib-*, + Suffix *-e*; sie bezeichnen richtige und wichtige Dinge des alltäglichen Lebens. So auch *die Anrichte*, *die Dusche*, *die Tanke*, *die Umkleide*, *die Denke*, *die Anmache*.

Ebenso geschmäcklerisch ist die Kritik an den so genannten Hybridbildungen: Hybridbildungen (zu lat. *hybrida* »Mischling«) werden traditionell definiert als Komposita oder Derivate, die aus Einheiten verschiedener Sprachen gemischt werden. Das Metzler Lexikon Sprache (2000) gibt als Beispiel »*Show* + *geschäft* (engl./dt)« und »*amateur* + *haft* (frz./dt)«. Solche Komposita finden einige Sprachkritiker offenbar unschön. Nach Müller (2000, S. 114) wettete schon der berühmte Lexikograf Campe (1813) gegen die »Wortungeheuer, bei welchen [...] Kopf, Rumpf und Schwanz aus zwei oder drei verschiedenen Sprachen – dem Griechischen, Lateinischen und Deutschen – zusammengesetzt sind«. Er meinte damit Wörter wie *akatholisch* und *Exjesuit*, die für Campe ein »ebenso seltsames als scheußliches Silbengemisch aus dreierlei Sprachen darstellen und am allerunausstehlichsten und verwerflichsten sind«. Was immer an der Mischung verschiedener Sprachen »allerunausstehlichst« ist – die Kritik an Hybridbildungen beruht meines Erachtens sowieso auf einem Missverständnis: Wörter wie *amateurhaft* sind zumindest meinem Sprachmodell nach keine Mischungen aus Einheiten verschiedener Sprachen, sondern typische Wortbildungsprodukte aus Einheiten einer, nämlich der deutschen Sprache:

Ich unterscheide zwischen Entlehnung und Wortbildung. Entlehnung ist die Übernahme einer sprachlichen Einheit aus einer Herkunfts- in eine Zielsprache, z.B. die Übernahme des Wortes *weekend* aus dem Englischen ins Deutsche oder ins Französische. Wortbildung ist die Bildung von Wörtern innerhalb einer einzigen Sprache, z.B. ist *weekend* ein innerhalb der englischen Sprache gebildetes Wort, so wie das oben genannte *Novembergedicht* ein innerhalb der deutschen Sprache gebildetes Wort ist. In diesem Sinne liegt auch bei *amateurhaft* für mich Wortbildung vor: *Amateur* ist ja genauso ein deutsches Wort wie *-haft* ein deutsches Wortbildungssuffix ist, nur ist *Amateur* eben eine ins Deutsche entlehnte Einheit, ein Lehnwort. In diesem Sinne spreche ich deutsch, wenn ich sage: Hier ist ein Amateur am Werk, der eine Show gegen Lehnwörter abzieht.

Für geschmäcklerisch halte ich auch die Kritik von Sternberger et al. (1968) an dem Verb *herausstellen* in so harmlosen Kontexten wie *sie stellte in ihrem Vortrag die wesentlichsten Fakten heraus*. Die Autoren stellen heraus,

dass *herausstellen* für sie assoziiert ist mit lebensvergärenden Schulerlebnissen: »Herausstellen mussten wir uns in der Volksschule, wenn wir unartig gewesen waren. Für lässliche Ungezogenheiten genügte ein Verweis oder, als das noch erlaubt war, ein Tatenstecken auf die abgehärteten Fingerkuppen des Knaben. Das Herausstellen aber hatte einen Stich ins Ehrenrührige. Es kennzeichnete die begangene Verfehlung als wirkliche Un-Act: Man hatte sich aus dem Kreise der Artgenossen abgesondert, und zum sichtbaren Zeichen stellte einen der Lehrer heraus, sei es in die Ecke oder hinter den Ofen (in robusteren Zeiten soll auch auf Holzschelten gekniet worden sein) – jedenfalls außerhalb der Gemeinschaft [...]. Es war eine extreme Strafe, das Herausstellen. [...] Wir sind also mit dem Herausstellen, darüber müssen wir uns klar sein, in der Nähe des Prangers«. Natürlich sind Sternberger, Storz und Süskind zu bedauern für ihre harte Kindheit in autoritären Zeiten, aber ihre sehr persönlichen Assoziationen sind doch wohl eher nicht als Richtschnur geeignet, mit der man eine ganze Sprachgemeinschaft knebeln darf – falls eine solche Knebelelei überhaupt zu rechtfertigen ist.

Auch den berüchtigten »inhumanen Akkusativ« halte ich für eine rein private Animosität einiger Sprachkritiker. Der über Jahrzehnte der deutschen Nachkriegszeit hin politisch heftig umstrittene so genannte »inhumane Akkusativ« meint Folgendes: »Die Rektion des Verbums neigt im Deutschen zunehmend dem Akkusativ zu. Zahlreiche Verben, die früher den Dativ oder den Genitiv nach sich zogen, bevorzugten neuerdings den Akkusativ, und verbale Neubildungen, die den Akkusativ regieren, scheinen besonders beliebt. Aus diesem den Syntaktikern wohlvertrauten Befund hat Leo Weisgerber (1958), gemäß den Voraussetzungen der von ihm geforderten inhaltsbezogenen Grammatik, weit reichende Folgerungen für die Mentalität des Sprechenden und den Geist der modernen Sprache gezogen. Die Anregungen scharfsichtiger und kulturkritischer Sprachbetrachter aufnehmend, lässt er sich insbesondere von dem sprachlichen Tatbestand der Verdrängung des personalen Dativs durch den personalen Akkusativ beunruhigen. Beispiel: »Wenn der, dem ein Kaufmann Waren liefert, zu einem wird, den die Firma mit Waren beliefert, so rückt er deutlich aus der Rolle der sinngebenden Person heraus; er ist nicht mehr der persönliche Kunde, sondern die Nummer der Lieferliste« (Kolb 1960, S. 168).

Um ein weiteres »inhumanes« Beispiel aus dem »Wörterbuch des Unmenschen« von Sternberger et al. zu zitieren: Sternberger, Storz und Süskind bemängeln dort das Wortbildungsprodukt *betreuen*. Eigentlich, meinen sie, müsste ein Verb *treuen* gebildet werden, um die Bezeichnungslücke für die treue Tätigkeit zu füllen. Denn wer »jemandem treu ist, kann seinerseits dieses Jemandes nicht sicher sein. Treu sein und bleiben ist eben, wie man daran leicht sieht, nichts weiter als ein menschliches Verhalten und Verhältnis. Für den Unmenschen ergab sich die dringende Notwendigkeit, erstens ein recht kräftiges Tätigkeitswort und zweitens ein transitives zu bilden, welches den Jemand schärfer anpackt. *Treuen* ging nicht – es käme ja auf »lieben« und »schützen« hinaus, und dabei fehl-

te doch die rechte Gewalt. Die Vorsilbe half. Dieses *be-* drückt nicht bloß ein selbstloses Hinzielen auf den Gegenstand aus [...], sondern eine Unterwerfung des Gegenstands, und darauf kommt es an. Dieses *be-* gleicht einer Krallenpfote, die das Objekt umgreift und derart erst zu einem eigentlichen und ausschließlichen Objekt macht«.

In dieser Debatte geht es also um ein Verbot der vermeintlich inhumanen Ableitung von Transitiva mit dem Präfix *be-*. Wie Heringer (1984a, S. 43) dazu anmerkt, haben diese »Protestgesänge in *Be-Dur* eine ganze Phase der Sprachkritik bestimmt im Feldzug gegen die bösen *be-*Verben mit ihrem unmenschlichen Zugriff, Verben wie *betreuen* mit ihrer »Krallenpfote« [...] Noch Weigel (1974) trompetet gegen *bestreiken* und *bevorraten*«.

Ich fasse zusammen mit der selbstverständlich rein rhetorischen Frage:

- Soll individueller Geschmack, sollen persönliche Animositäten der Maßstab für eine ganze Sprachgemeinschaft sein??

Die Kritik, die sich auf Eigentlichkeit beruft

oder Die Kaffeemühle mahlt Kaffee, was mahlt die Windmühle?

Es gibt drittens eine Kritik, die bemängelt, dass ein Wort – nach Meinung des Kritisierenden – nicht das bedeutet, was es eigentlich bedeuten sollte. Hierher gehören allerlei Spitzfindigkeiten wie die von Schneider (1987, S. 20), der die »Einladung der deutschen Grammatik, Hauptwörter zusammenzuleimen« offenbar für gefährlich hält: »Gefährlich sind Zusammensetzungen oft, logisch sind sie selten, eindeutig sind sie nie.« Dies erläutert er u.a. an *Kaffeemühle*: »Die Kaffeemühle mahlt Kaffee; was mahlt die Windmühle? Die Gefängnisstrafe ist eine Freiheitsstrafe – muss man sie nun in Freiheit oder im Gefängnis verbringen? Das Schneckenhaus gehört nicht zwei Schnecken, sondern einer; die Zahnbürste dagegen putzt erheblich mehr als einen Zahn«. Das ist leidlich lustig ausgedacht, ignoriert aber die Sprachrealität.

In der Sprachrealität nämlich kann und soll und muss nicht alles explizit gemacht werden. Insofern sind Komposita, besonders die Komposita aus Substantiven, »schwarze Löcher mit unwiderstehlichem Deutungssog« – um noch einmal Heringer zu zitieren. Heringer (1984b, S. 2) bietet für das schwarzlöchrige Kompositum *Fischfrau* u.a. folgende Deutungen an:

- »Frau, die Fisch verkauft«
- »Frau eines Fisches«
- »Frau, die Fisch isst«
- »Frau, die Fisch produziert«
- »Frau, die kühl wie ein Fisch ist«
- »Frau, die den Fisch gebracht hat«
- »Frau, die bei dem Fisch steht«

Solche mitunter großen Freiheiten der Wortbildung sind jedoch zu relativieren, denn die Produktion und Interpre-

tation wird ja in der Regel durch den direkten Kontext gesteuert. Insofern sind Wortbildungsprodukte viel eindeutiger, als das Sprachwissenschaftler und Sprachkritiker immer behaupten:

In gewöhnlichen Kommunikationssituationen nämlich ruft niemand einem anderen im Vorbeigehen mal eben so ein isoliertes »Fischfrau!« oder »Kaffeemühle!« zu und meint damit dann auch noch heimtückisch eine Frau, die keinen Fisch mag, oder eine Mühle, die mit Kaffee betrieben wird. Vielmehr findet Sprechen ja in Kontexten statt. Steht also z.B. in einem Märchen »und der Fisch und seine Fischfrau lebten fortan glücklich und zufrieden«, ist die Interpretation »Frau des Fisches« plausibel. Zeige ich beim »Kaffeemühle!«-Rufen auf ein von mir zusammengebasteltes Maschinchen, in das ich Kaffee gieße, worauf sich ein Mühlrad in Bewegung setzt, ist die Interpretation »Mühle, die mit Kaffee betrieben wird« plausibel.

Darüber hinaus können Hörerleser auch auf ihr Weltwissen, auf den Kontext im weiteren Sinne zurückgreifen; sie können sich an Erfahrungswerten und an der Logik von Zusammenhängen orientieren: Dass z.B. das als *Hundekuchen* Bezeichnete aller Wahrscheinlichkeit nach kein Kuchen aus Hunden oder mit Hunden ist (analog *Mandel-* oder *Rosinenkuchen*), sondern ein Kuchen für Hunde (analog *Babybrei* oder *Herrentorte*), lässt sich aus Kulturspezifika schließen: In unseren Breiten werden nun mal – normalerweise – keine Kuchen aus Hunden und keine Torten aus Herren oder Schnitzel aus Jägern angeboten. Insofern ist Schneiders parallelisierte Interpretation von *Kaffee-* und *Windmühle* nach dem Muster »B mahlt A« nicht sprachreal, sondern künstlich. *Windmühle* müsste eben nicht eigentlich »Mühle, die Wind mahlt« bedeuten.

Ich fasse zusammen:

- Wortbildung findet üblicherweise in erklärenden Kontexten statt.
- Missverständnisse sind daher äußerst selten.

Die Kritik an Normverstößen

oder Der vielverzweckliche Faulschreiber

In der Linguistik wird unterschieden zwischen System und Norm.

System wird definiert als strukturierte Menge von Regeln. Weiter werden Subsysteme angenommen wie das Lautsystem, das Wortsystem, die Deklination. Auch zur Bildung von Wörtern und deren Interpretation wird ein System beachtet, das Regeln angibt. Dieses Wortbildungssystem verletzen würde z.B. die Präfigierung von Verben mit dem Negationspräfix *un-*: Es geht eben nicht *sie *unfreute sich über seine Bemerkung*. Das System des Deutschen sieht regelgemäß vor: *Sie freute sich nicht über seine Bemerkung*.

Norm wird definiert als der Usus, das Übliche, das Unauffällige, das Akzeptable. »Akzeptabilität«, definieren Fleischer/Barz (1995, S. 79), »ist Ausdruck der Erwartungshaltung des Rezipienten, und sie ist in der Fähigkeit des Textproduzenten angelegt, den Rezipienten akzeptabilitätsbereit und akzeptabilitätsfähig zu machen«.

So können etwa akkusativregierte Verbstämme wie *beeinfluss-* mit dem Suffix *-bar* abgeleitet werden, z.B. *das Wetter ist nicht beeinflussbar*, *das Buch ist ganz brauchbar*, *Heuschrecken sind essbar*, *Liebe ist lebbar*. Es gibt aber Lücken: Vom System her angebotene Bildungen wie in *Der Hundekuchen ist versuchbar* sind auffällig. Der Norm widersprechende Wortbildungsprodukte wie *versuchbar* können also durchaus systemgerecht sein, sie fallen aber auf. Woran sich die Frage knüpft:

Soll man das Auffallende, das nicht der Norm Entsprechende ahnden? Darauf habe ich zwei polare Antworten:

- **Einerseits sind System und Norm unabdingbar, damit Sprache überhaupt funktioniert.**

Wohl aus Sorge um das Funktionieren von Sprache werden Verstöße gegen Bestehendes häufig streng kritisiert. Besonders Kindern und Ausländern sieht man wenig nach: »Was wir Dichtern zugestehen«, so Heringer in seiner Schulgrammatik (1989, S. 159), »lassen wir nicht für alle gelten. Ausländer in Bezeichnungsnot bilden oft neue Wörter. Sie nehmen sich übliche Wörter zum Vorbild und denken sich, warum nicht auch so:

Ich bin ein Faulschreiber. (ein Ägypter)

Ich studiere mit der Hoffe, davon mehr Erfahre zu bekommen. (ein Inder)

Herzliche Grüße von Ihrem Vorbei-Student. (ein Sierra Leonenser)

Das Werkzeug ist sehr vielverzwecklich. (ein Nigerianer)

Solche Bildungen«, so Heringer weiter, »entsprechen unseren Wortbildungsregeln. Nur sind sie verblüffend neu, und weil wir annehmen, der Ausländer könne nicht richtig Deutsch, finden wir sie verdächtig. Sicherlich sind sie manchmal überflüssig, aber oft auch anregend, manchmal sogar treffend und schön«.

Man muss nun gar nicht besonders anarchistisch sein, um zu fragen: Ja – und warum darf man nicht in dieser treffenden und schönen Weise Normen umkegeln und neue aufstellen? Holbein (1996, S. 75) zitiert den französischen Grammatiker Claude Favre Vaugelas, der 1649 gesagt haben soll: »Niemand darf neue Wörter erfinden, nicht einmal der König!« Holbein resümiert: »Er legte damit den Grundstein zur Sprachverkalkung«. Das heißt:

- **Wenn wir andererseits immer alles so machen, wie es gerade jetzt ist, bleiben wir stehen, entwickelt sich nichts, bewegt sich nichts.**

(Man könnte es höchstens so halten wie die Vodafone-Werbung mit ihrem Slogan »Alles bleibt besser.«)

Warum also nicht bedarfs halber gegen Normen verstoßen? Zum Beispiel um Bezeichnungslücken zu füllen: Manche Wörter sind nämlich geradezu unwiderstehlich gut, weil sie etwas bezeichnen, was wir sonst nicht so treffend bezeichnen könnten. Außerdem geht es in der Kommunikation auch darum aufzufallen: Werbung etwa will auffallen, sie muss auffallen, und aufzufallen ist ihr gutes Recht. Dass dagegen ein Deutschlerner mit sehr kreativen Bildun-

gen auffällt, kann einen für ihn selbst negativen Effekt haben.

Es gibt also Kritik aus Sorge um das Ansehen eines Wortbildners. Man kann zwar wiederum kritisieren, dass jemand, der auffällig wortbildet, dafür von einer sehr ungnädigen Sprachgemeinschaft abgestraft wird. Man kann es unbefriedigend finden, dass dieselbe Sprachgemeinschaft, die z.B. Heidegger eine *Entohnigung* und Karl Kraus einen *Ohnmachthaber* durchgehen lässt, unduldsam mit ähnlich kreativen Wortbildungsprodukten anderer Sprecher verfährt. Aber so ist unsere Sprachgemeinschaft eben. Darauf also sollten Sprecher aufmerksam gemacht werden, denn

- **Sprecher sollten bewusst und frei entscheiden können, ob sie sich über eine Norm hinwegsetzen und auffallen möchten.**

Die Kritik an Systemverstößen

oder *Unkaputtbar* ist unkaputtbar

Das prototypische Beispiel für Kritik an Systemverstößen ist die Kritik an dem in der Werbung erdachten Adjektiv *unkaputtbar*. Es wurde erdacht, um auszudrücken, dass die neu entwickelte Colaflasche aus Plastik nicht kaputt geht, wie nachlässig auch immer man sie behandelt. *Unkaputtbar* hat offenbar so gut gefallen (in der bekanntlich auch sprachlich konservativen FAZ stand 1995: »unkaputtbar – das gefällt mir, ein schönes Wort. Die Werbung hat manchmal wirklich gute Ideen«), dass es zunehmend auch in Nichtwerbezusammenhängen kursierte. Es scheint mir inzwischen weitgehend etabliert, z.B. »Also, theatermäßig ist Berlin unkaputtbar« (Die Welt 1996), »Blechgeschirr! Es ist fast unkaputtbar und meistens nett gemustert « (Allegra 1996), »Die unkaputtbare Überzeugung, dass man es schon richtig macht, wie man es macht « (Amica 1998), und »30 000 ebenso unkaputtbare Fans schwitzten mit« (Frankfurter Rundschau 1999).

Nun dürfte es *unkaputtbar* aber gar nicht geben: Adjektive mit dem Suffix *-bar* haben, wie gerade ausgeführt, dem System nach gefälligst Verbstämme als Basis zu haben, z.B. *vermeidbar*, *teilbar*, *zerschlagbar*. *kaputt* aber ist ein Adjektiv. Hier liegt also eindeutig ein Regelverstoß vor. Der Regelverstoß liegt auch dann vor, wenn man Trick 17 anwenden würde und meinte, *unkaputtbar* leite sich von der Verbphrase *kaputt machen* ab; denn auch, dass eine Einheit der Basis völlig wegfällt, in diesem Fall *machen*, wäre ein Regelverstoß.

Werden solche Regelverstöße zu Recht kritisiert? Nur bedingt, denn wie für die Normen gilt auch für Systemverletzungen:

- **Sprachregeln müssen prinzipiell entregelbar sein.**

Wenn nämlich in der Sprachgeschichte nicht immer wieder Regeln verletzt worden wären und wenn sich Regelverletzungen nicht hätten durchsetzen können, würden wir

heute alle noch Neandertalesisch brummeln (falls, was die Anthropologen ja offenbar immer noch nicht wissen, Neandertaler überhaupt in unserem Sinne geordnet gesprochen haben).

Die Kritik an Unverständlichem

Man könnte schließlich Wortbildungsprodukte aus Sorge um Verständlichkeit kritisieren.

- **Kommunikation dient ja der Verständigung.**
- **Und wenn Verständigung verunmöglicht oder behindert wird, dann ist das kritisierenswert.**

Man könnte und sollte meines Erachtens jemanden kritisieren, der, sagen wir, in einem Satz ohne Not fünf superelendlange schwerst rezipierbare Komposita aneinander reiht und mit drei spröden *-ung*-Bildungen kombiniert. Das allerdings kommt im wirklichen Leben ja offensichtlich nie vor. Ich jedenfalls habe so etwas noch nirgendwo gesehen und ich hätte auch größte Schwierigkeiten, derlei künstlich zu erzeugen. Aber: Wenn es vorkäme, könnte und sollte man es kritisieren. Wenn es denn vorkäme. Und wenn das zudem nicht so eine Sache wäre mit der Verständlichkeit:

Ein paar Semester lang habe ich meinen Studenten die – wie ich fand – übertrieben alle legalen Möglichkeiten der deutschen Wortbildung ausnutzenden Formulierungen meines Kollegen Heringer als warnendes Beispiel vorgeführt. Mir schienen seine demonstrativen Freiheiten überfrei und sperrig. So frei wollte ich dann eben doch nicht mit Wortbildung umgehen.

Um eine Anschauung zu geben von den Sätzen, die mir zu weit gingen: Heringer (1984b) wortbildet, wohlgermerkt aus demonstrativen Gründen, also beabsichtigt künstlich und künstlerisch: »Selbstverständlich ist diese Erklärung möglicher Deutungen nicht Eigen- oder Spezialschaft der Wortbildung, sondern Allgemeinschaft jeder Deutung sprachlicher Handlungen« (ebd. S. 11) oder »Die Brisanz unserer Überlegungen liegt im Anti zu einem Gemeinbild und einer Gemeinanalyse der Sprache, in der die Regelmäßigkeit überstrengt wird. Während es hier ankam auf eine bunte Palettierung möglicher Deutungen, steht dort die reglige Zumusterung im Vordergrund. In diese Richtung spannt auch das Schulmeistertum, nach dem ausgemacht ist, wie man sagen kann, und wo dies nicht so klar ist, muss man es eben klar stellen, das heißt, man muß normieren. Demgegenüber will ich eine Auffassung stärken, nach der die Sprache offen, ausdehnerisch und sinnzeugend ist« (ebd.).

Irgendwann habe ich meine Studenten tatsächlich frei über diese Demonstrations-Passagen debattieren lassen. Ohne Vor- oder überhaupt Warnung von meiner Seite. Und alle haben diese Passagen problemlos verstanden. Alle konnten was anfangen mit *ausdehnerisch* und haben gesehen, dass sich *überstrengen* von *streng* herleiten lässt und *Allgemeinschaft* eine Analogiebildung zu *Eigenschaft* ist, die deutschmuttersprachlichen Studenten ebenso wie die nichtmuttersprachlichen Deutschstudenten aus Ungarn oder Polen oder Ägypten oder Japan. Letztere im Übrigen

besonders, weil alle Deutschlerner noch nicht so viele etablierte Wortbildungsprodukte im Kopf haben wie wir und deshalb naturgemäß aufgeschlossener mit der ihnen fremden Sprache umgehen können.

Natürlich sind die Formulierungen Heringers sämtlich gegen den Strich gebürstet. Und einige gefallen mir trotz der offenbaren Verständlichkeit auch nicht wirklich gut. Aber niemand will ja auch immer so reden. Nur dürfen will er. Auch wenn es jemand anderem nicht gefällt. Kurz:

Geben wir die Wortbildung doch wirklich frei!!!

Anmerkung

¹ Dieser Aufsatz ist die leicht gekürzte Fassung des öffentlichen Vortrags im Sprachforum des IDS

Literatur

- Augst, Gerhard (2001): Gefahr durch lange und kurze Wörter? Lang- und Kurzwortgefahr? LKW-Gefahr? In: Stickel, Gerhard (Hg.): Neues und Fremdes im deutschen Wortschatz – Aktueller lexikalischer Wandel. Berlin/New York: de Gruyter, S. 210-238.
- Fleischer, Wolfgang und Irmhild Barz unter Mitarbeit von Marianne Schröder (1995): Wortbildung der deutschen Gegenwartssprache. 2., durchgesehene und ergänzte Auflage. Tübingen: Niemeyer
- Gather, Andreas (2001): Romanische Verb-Nomen-Komposita – Wortbildung zwischen Lexikon, Morphologie und Syntax. Tübingen: Narr.
- Hallwass, Edith (1991): Mehr Erfolg mit gutem Deutsch – Das Handbuch für alle sprachlichen Probleme des Alltags. München: Mosaik Verlag.
- Heringer, Hans Jürgen (1984a): Gebt endlich die Wortbildung frei! In: Sprache und Literatur in Wissenschaft und Unterricht 15, S. 42-53.
- Heringer, Hans Jürgen (1984b): Wortbildung: Sinn aus dem Chaos. In: Deutsche Sprache 12, S. 1-13.
- Heringer, Hans Jürgen (1989): Grammatik und Stil – Praktische Grammatik des Deutschen. Frankfurt: Cornelsen.
- Holbein, Ulrich (1996): Sprachlupe. Frankfurt: Eichborn.
- Kolb, Herbert (1960), Der inhumane Akkusativ. In: Zeitschrift für deutsche Wortforschung NF 1, S. 165-171.
- Müller, Peter O. (2000): Deutsche Fremdwortbildung. Probleme der Analyse und der Kategorisierung. In: Habermann, Mechthild, Peter O. Müller und Bernd Naumann (Hrsg.): Wortschatz und Orthographie in Geschichte und Gegenwart. Festschrift für Horst Haider Munske zum 65. Geburtstag. Tübingen: Niemeyer, S. 115-134.
- Schneider, Wolf (1987): Deutsch für Kenner – Die neue Stilkunde. München/Zürich: Piper.
- Sternberger [Dolf]/Storz [Gerhard]/Süskind [Wilhelm E.] (1968): Aus dem Wörterbuch des Unmenschen. Neue erweiterte Ausgabe mit Zeugnissen des Streites über die Sprachkritik. Hamburg/Düsseldorf: Claasen.
- Twain, Mark (1876/1999): The Awful German Language – Die schreckliche deutsche Sprache. Vierte Auflage. Waltrop und Leipzig: Manuscriptum.
- Wimmer, Rainer (1982): Überlegungen zu den Aufgaben und Methoden einer linguistisch begründeten Sprachkritik. In: Heringer, Hans Jürgen (Hrsg.): Holzfeuer im hölzernen Ofen. Aufsätze zur politischen Sprachkritik. Tübingen: Narr, S. 290-313.

Die Autorin ist wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Deutsche Sprache in Mannheim.